

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 50



Früher Schnee

W. Hely

DER PRÄMIIERTE TOD

Von Hans B. Wagenseil

Der alte Herr von Dummeren warf sein Kartenblatt auf den Tisch und betrachtete nachdenklich einen Chip aus rotgefärbtem Elfenbein. „Ja, da spielt ihr nun damit!“ sagte er kopfschüttelnd, „und laßt's durch eure Finger gleiten als wäre es ein Nichts. Ich bin ein alter Afrikaner, einer von der Garde, und sage euch: hängt manchmal viel Schweiß daran und Blut, und wüdet's mit euren wohlgepflegten Fingern nicht anrühren! Ihr könnt euch das nicht so vorstellen. Heutzutage, wenn einer hinüberkommt nach Ostafrika, so zu Amerikane oder Engländer, läßt er sich seinen nummerierten Bullen vor die Stirne treiben, zählt seine Regierungsprämie und photographiert. Was aber seid ihr auch für Kerle!

Damals war Afrika noch eine Arche Noah und ein Paradies. Ihr könnt's nachsehen in euren alten Geographiebüchern, dort wo der weiße Flecken ist mit dem Vermerk: „Unbekanntes Gebiet.“ War nicht allen so unbekannt, die Herren, und künnet statt dessen getroffen drei Namen einschreiben: Tom Felde, Dummeren und Lagerkrantz. Wir sammelten dort Elfenbein, denn das war damals unser Geschäft.

Aber manchmal verhängte der schwarze Erdteil sein Gesicht und sah uns böse an aus fieber-schmalen Augen: Das Pulver ging uns aus mitten im Busch. Oder die Schwarzen wurden erblasslich und hatten die Wasserbüchse umstellt, und nahmen wir sie endlich dennoch mit Eist oder Gewalt, so schwamm der gedunsene Kadaver eines Kaffernbüffels darin und peffte zum Himmel. Es war oft rein zum Vergewöhnen!

„Laßt mich mal nachsehen“, schwätzte dann Lagerkrantz meist, „ich will ein Wörtchen mit ihnen reden.“ Anfangs wollten wir bei solchen Gelegenheiten unsere Bewehrung nehmen und ihn begleiten. Er aber wurde jedesmal zornig. „Nein, bleib!“ brach er aus und fluchte und konnte sogar mit der Faust nach uns schlagen. Ungehörige Male dachten wir: Diesmal ist es aus, und er kommt nicht wieder! Aber ebenso oft kehrte er unverletzt zurück. „Der Teufel will mich noch nicht!“ pflegte er dann zu sagen. „Noch bin ich nicht ganz gekocht, scheint's!“ Und obwohl er dabei lachte, wurde uns unheimlich zumute. Denn sein Lachen klang ein wenig nach Vereinfachtheit.

Aber nicht immer hatten wir so schwere Zeiten. Manchmal stießen wir auf eine Tränke

und schlugen dort das Zelt auf: Hungerte uns, so ging einer hinaus und schoß, was wir brauchten. Die übrige Zeit spielten wir Karten. Da war der gute Lagerkrantz groß und hatte ein Mundwerk für zwei, obwohl er sonst schweigsam war, ja manchmal geradezu verstockt. „Ich verdopple meinen Einsatz!“ schwadronierte er dann los und warf noch eine Handvoll Stöckchen in die Mitte. Denn Geld hatten wir nicht. Also schnitten wir uns Stöckchen und kerbten sie ein. Tom Felde machte drei Kerbe und Lagerkrantz eine. Ein Stöckchen, das war sechszehnmal Gewicht in Elfenbein oder ein englisches Pfund: Du konntest es draussen an der Küste einlösen in bedeckter Münze: beides war gleichgut.

Einnmal schien mein Lagerkrantz nahezu gar gekocht zu sein: Der Boden rings um ihn war schon ganz weiß von gesplintertem Holz. „Jetzt

mußt du mir gleich dein Messer leihen“, sagte er zu Tom Felde und blinkte mit den Augen. „mein's ist schon ganz stumpf!“ Aber Tom Felde war der Vernünftigere: Wir verständigten uns mit einem Blick und machten Schluß. Ja, ich muß lachen, wenn ich daran denke: Tom Felde sah aus wie ein Waschweib, das sich die Schürze hält — so viele Stöckchen hielt er in seinem Schoß.

„Nun, wie ihr wollt!“ gab Lagerkrantz bei. Er war ein anständiger Kerl, er löste alles ein, als wir zur Küste kamen. „Nimm dein Geld, Wäseln“, sagte er damals, „ehe wir in den Salen kommen. Denn sonst ist es schon ver-trunken und weg!“

„Aber dafür mußt du mein Gast sein“, sagte Tom Felde darauf, „vielleicht hast du das nächste Mal das Glück.“

Der Salen, oder die Bar, war der Treffpunkt für alle Waldläufer. Seit vielen Jahren gingen wir dorthin. Und doch hatten wir diesmal Mühe, ihn zu finden, so sehr hatte sich der Platz verändert. Hohe Bohrtürme ragten aus Getreidespeicher, Kinos und Lichterkämen, und das Haus mit der Bar, das einmal das größte Gebäude am Platz gewesen war, hatte jetzt armselig zwischen Zementbauten. Auch die Bar selbst hatte sich arg verändert. Statt der Buschgestalten der Waldläufer saßen jetzt Herren in weißen Tropenanzügen darin. Es gab sogar einen Ingenieur mit steifem Kragen. Nur Josua, der Wirt, war noch derselbe.

„Habt ihr Elfenbein mitgebracht?“ fragte er und wandte sich vor allem an Lagerkrantz. „Es ist sehr im Preis gestiegen, das sage ich euch offen, weil ich's gut mit dir meine, Piet. Ich aber zahle mehr als die Luftkäufer von der Compagnie, denn ich habe direkte Verbindungen. Wenn ihr's in Ware verrecknet, so gewährt ich nochmaligen Aufschlag. Ja, ich mache jetzt so allerhand Geschäfte. Du kannst Konserven bei mir haben und gepressten Tabak, Piet, und beerd' du wieder hinausgehst, kannst du dein Leben auf Tod und Unfall bei mir versichern, denn ich bin jetzt Agent einer amerikanischen Gesellschaft.“

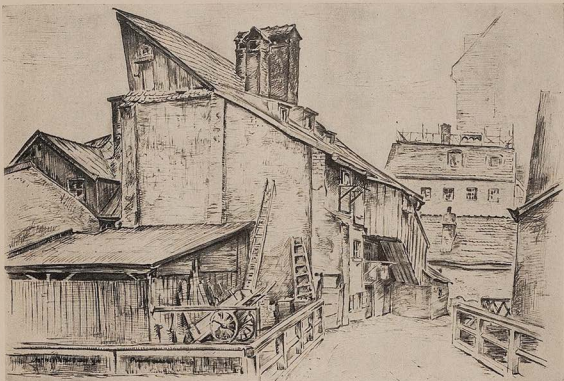
„Das ist alles verdammter Unsinn“, sagte Lagerkrantz kalt und spie aus. „Gib mir lieber zu trinken!“

„Was soll's sein?“ fragte Josua eifrig. Nun aber hatte sich der gute Piet über die



Vignette

v. Welden



Aus der alten Au

Arthur Huber

weiße Jacke oder die Binde des Ingenieurs geärger. Er zieht also ohne ein Wort sein Schießzeug heraus und knallt einfach eine der Flaschen vom Boden: „Davon schenke ein.“ Der Josua betrachtet, als müsse es so sein, die zerfetzte Cigarette. Kleigt eine neue Flasche dieser Marke unter der Tüte hervor und füllt langsam ein Glas: „Fünf Pfund und den Spiegel dazu.“

In diesem Augenblick ging die Tür nach der Küche auf. Der Värm und Krach hatte Josuas Frau herausgelockt. Sie stand da und hustete im Hauch: „Ach du bist das? Piet!“ jängst sie zu lachen an und schüttelt sich. Sie war eine hübsche Person, blondhaarig und sauber. Gott sei's geklagt, denn der Mann war doch nichts als ein Bastard von einem Afrikaner! Darauf begann sie ihrem Alten etwas ins Ohr zu tuscheln und sagte plötzlich laut: „Für dich ist ein Brief da, Piet. Geh' hin — er steht dort.“

„Für mich?“ fragte Lagerkrantz ganz fass. „Es geht wie ein Nix durch sein Gesicht. Und war doch da nichts so Seltsames und Verwunderliches dabei. Empfangen wir doch alle unsere Briefe nach der Vart; sie war von jeher unsere Poststation. So hatte ich dieses selbe Mal drei bekommen und Lom Gelde einen ganzen Pakt. Er aber sperrte sich und konnte sich nicht fassen vor Erschauen. Endlich ging er hin und brach ihn auf. Wie den Rücken zugewandt, begann er zu lesen.“

„Das ist wohl ein großmächtiger Brief?“ fragte Josua neugierig und stieß uns mit dem

Ellenbogen an. „Gute Nachrichten?“ Aber er bekam keine Antwort. Da fühlte Josua sich beleidigt und jagte ungehalten: „Ich will mit dem Glaser reden, daß er es für zwanzig Pfund macht. Es ist ein feuerres Spiegelglas und kommt über See.“

Und da mit einem Mal drehte sich mein Lagerkrantz nach ihm um und entgegnete kleinlaut: „Nun, so bitte ich dich, ein wenig Geduld mit mir zu haben! Komme ich wieder von Casati, so zahle ich die gern das Doppelte. Heute aber ist dieser Brief da — it is from my mother — und es gibt keinen Pfennig, den ich nicht brauche!“ ... Er stand da, den Brief in der Hand, eheulich verzagt.

Wie alle waren baff. „Na also!“ trümpelte der Ingenieur und scharre gereizt mit den Schultern.

Josua innerseits war wohl zu erstaunt, um das Ganze gleich zu begreifen. Dann aber schaute er Lagerkrantz ins Gesicht, und plötzlich wurde er erob: „Was spielst du dich denn auf, wenn du kein Geld hast? Kommt daher und vergnügt mit meine besten Gäste und ist doch nichts weiter als ein Buschklepper und Lump!“

Er wollte wohl so fortfahren im Tezt, doch blieb ihm das Wort im Halse stecken: Lagerkrantz nämlich hatte laut schallend zu lachen angefangen, er hielt sich förmlich den Bauch und stieß mühsam hervor: „Amseliger Hottentottenohn, kommst du die wirklich einbilden, ein weißer Mann wende sich mit einer Bitte

an dich? Hier zieh dein Geld ab, und verfluch' einen Scherz.“ Damit warf er ihm eine große Banknote hin.

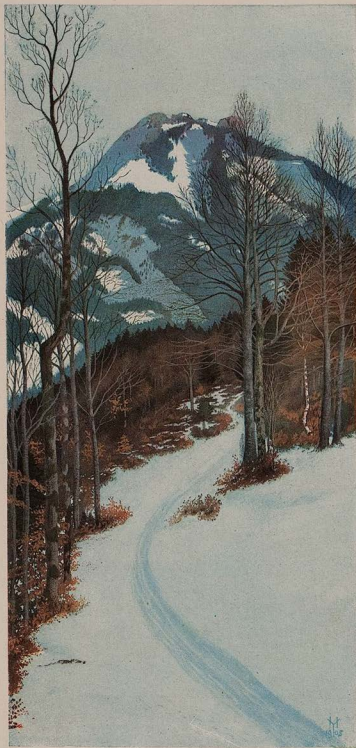
„Darauf bekommst du noch allerhand heraus!“ stammelte Josua verlegen, und wölk an sich irre geworden, begann er aufzuzählen.

Lagerkrantz blieb stehen und überlegte einen Augenblick: „Behalt du das vorläufig!“ entschied er wie aus einer Laune heraus und schob das Geld zurück: „Vielleicht können wir doch noch ein Geschäft machen.“ Dann erst kam er wieder an unseren Tisch.

Nun aber merkten wir bald, daß noch nicht alles so im Lot war. Er saß da und stützte das Kinn in die Hand, sprach kein Wort und war wie versteinert. Wir bestärkten ihn, zu reden, und wollten auch den Teufelsbrief lesen; er aber wollte nicht. Plötzlich ließ er die Arme sinken, sah Lom Gelde an und sagte fest: „Wilhelm, ich habe all mein Geld an dich verspielt, wohl dreihundert Stöckchen. Ich will die sechshundert geben, zahlbar sofort nach dem nächsten Abschluß, aber jetzt sei ein Freund und leih' mir hundert Pfund bar.“

Lom Gelde begann zu überlegen. Das nun wußte dem anderen zu lange und er bekam's mit der Angst. „Doch neinhundert“, sagte er rasch. Und gleich darauf bot er die Hälfte seiner Ausbeute für die nächsten drei Jahre. Gerade damit aber hatte er den Bogen überspannt. „Nein!“ sagte Lom Gelde.

Und es wurde nicht mehr davon geredet.



Wintersonnende am Feuchteck

W. Hely

Sondern mir noch getrunken, und es kam wieder die alte Fröhlichkeit auf. Nach einer Weile traten wir hinaus — der Mond malte unsere Schatten grotesk auf die Erde —, da kommt uns der Lagerkranz nach mit seinem schlendernden Schritt, geht direkt auf uns zu und schlägt uns dach auf die Schultern: „Jungens!“ ruft er munter, „hättet ihr wohl Lust, hundertundfünfzig Pfund zu verdienen, heute noch und ohne viel Mühe?“

„Da jagst wohl keiner nein!“ lachten wir.

Er aber wurde plötzlich ganz ernst. „Seht her!“ sagte er und griff entschlossen in die Tasche. Kriegt ein abgegriffenes Papier heraus, groß wie ein Plakat, und faltet es auf. „Kennst ihr den?“ fragte er. Und da war er richtig abkontefreit, wie er lebte und lebte, nur noch um viele Jahre jünger, wie auch die Jahreszahl vertieft am Fuß des Dokuments.

„Ja, wunderbar, das bist du!“ riefen wir beide wie aus einem Mund.

„Und wie im Original mit 250 englischen Pfunden entlohn. Behaltet hundertfünfzig, den Rest aber sollt ihr der Post einschlagen und an eine Adresse, die steht hier im Brief.“

„Da steht wohl fünftausend“, sagte Tom Felde misstrauisch, denn die Zahl war da ganz deutlich mit fetten Nullen geschrieben, „aber vielleicht ist das heute verfallen und anmestiert und nichts mehr wert?“

„Nein, nein!“ brauste das Lagerkranz auf und cunzelte die Frauen: „Es gibt Vergehen, für die gibt's keinen Verfall und kein Vergeffen und keine Amnestie. Und so einer bin ich.“

Dann trat für eine ganze Weile Schweigen ein. Endlich aber machte Tom Felde einen Schritt auf ihn zu, nahm ihm das Papier aus der Hand und sagte langsam: „Mag's nun damit sein, wie's will. Wir wollen damit nichts zu schaffen haben. Du warst uns allzeit ein lieber Kamerad, Piet, und so soll's bleiben.“

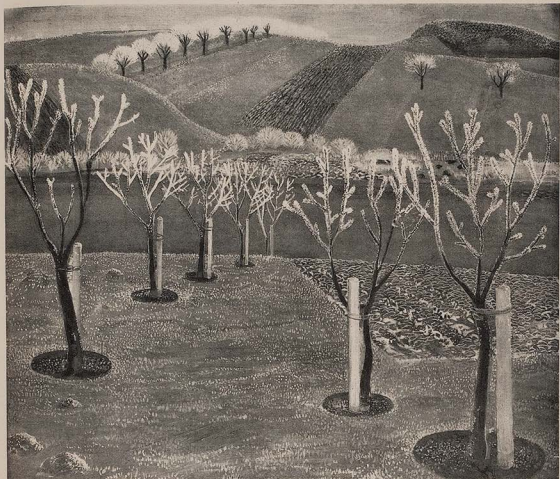
Wie's nun weiter kam, das weiß ich nicht mehr so genau. Plötzlich aber stand Lagerkranz erneut an der Theke und hielt große Reden, und sein Glas wurde nicht mehr leer. „Abgemacht!“ sagte er mitten in ein Gelächter hinein und schüttelte die Hand.

„Was ist abgemacht?“ Wir wurden aufmerksam und drehten unsere Stühle.

„Er hat sich versichern lassen!“ rief Josua erheitert und schrieb einen Schein. „Coll ich's wegschließen?“

„Nein, her das Papier!“ sagte Lagerkranz ungeduldig. „Und du, nimm das zu dir, Wilhelm, denn du bist ein ehelicher Mann, wenn auch hart. Komm' ich nicht zurück“, sagte er und hielt sein Weinglas nachdenklich hoch gegen die Lampe, sodaß das Licht purpurn hindurchfiel, „so hast du eine Anschrift, eine Adresse, und du zahlst gleich dorthin das Geld ein, das sie für meinen Kadaver bezahlen, die deine amerikanische Gesellschaft! Und jetzt: Wohlan!“ Damit warf er sein Glas dem Herrn Ingenieur vor die Füße.

Ja, er war jetzt schon ganz betrunken und wollte sich nicht mehr halten lassen. „Mach zieht der Bursch!“ wehete er ab und versuchte uns zuzulächeln. „Er beschrieb genau und vernünftig den Platz, wo wir Lager schlagen und ihn finden sollten, gab jedem die Hand und ging hinaus ...“



Raureif

Wolf Panizza

Erst wollten wir zwei, Tom Felde und ich, gar nicht mehr ins Jannere, sondern gleich an der Küste bleiben und Handel treiben, wie wir es auch später taten. Dann aber machten wir uns doch auf.

Nach einem Tag Bootsahrt flussaufwärts ließ Tom Felde plötzlich das Ruden sinken und schüttete die Augen mit der Hand. „Was ist das, Preben? Warum kreisen die vielen Geier?“

Ich aber hatte schon ein gekipptes Kanu erkannt. Es lag seitlich umgekippt, halb versankend in der Strömung. Etwas ragte heraus: ein Stoch ... nein, ein Arm ... „Es ist Pies

Doost!“ Ichrie Wilhelm plötzlich und stieß hastig das Ruderblatt ins Wasser.

Wir fanden nicht viel mehr. Das Vichzeng hatte schon laubere Arbeit getan. Wir richteten das Boot auf und schöpften es aus. Da entdeckten wir ein sauberes Bohlenloch im Boden der Plante. Der tote war mit einem Strich an die Ruderbank gefesselt. Erst dachten wir, die Schwärzen hätten ihm einen üblen Streich gespielt. Dann aber errieten wir, daß der gute Pies sich selbst so gebunden hatte. Er hatte wohl an der Kraft seines Willens gezweifelt, denn es mochte eine Weile gewährt haben, ehe das Kanu voll lief und sackte!

„Bereit nicht“, sagte Tom Felde und nahm den Hut ab, „es kann sich ebenjagat leß gestossen haben an einem Felsen oder Wurzel-schaft, und ich denke, Preben, wir wollen betreffs der Prämie in diesem Sinn an die Amerikaner schreiben ...“

Der alte Herr von Dinnenen schwieg. Und so, als ahme er den Toten nach, hielt er den roten Chip eine Weile lang zwischen spitzen Fingern gegen das Licht ... Dann aber setzte er sich zurecht, sagte den Herren die letzte Kunde an und ließ ihn achlos über den grünen Tisch fließen ...

Der Verleger

Vans von Balow, den berühmten Dirigenten, wollte einmal der Musikverleger Spielmann aus Göttingen sprechen, um den Meister zu bewegen, eine Symphonie eines jungen Göttinger Musikers aufzuführen. Obwohl ihn Balow nicht empfangen wollte, ergoß sich der Verleger dennoch hartnäckig eine Unterredung. Balow hörte ihn an und sagte dann kurz: „Aus Göttingen beziehe ich meine Wünsche, aber keine Symphonien!“ und sprach's und ließ den Verleger stehen.

H. G.

Königliche Kritik

Als in Berlin unter Meynert's persönlicher Leitung die „Hogenotten“ aufgeführt wurden, bildete die Aufführung das Stadtgespräch. Auch bei einer Hefegesellschaft wurde davon gesprochen und König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen meinte: „Ja, Katholiken und Protestanten schneiden sich die Hälse ab und der Jude macht die Musik dazu!“

H. G.



Aus Italien

Gunther Böhmer

Am Nikolaustage

Von Cajetan Zimmermann

Die Tage um Nikolaus sind auf dem Dorf von beängstigender Ruhe. — Da gibt es kein lautes Schreien und übermütiges Balgen nach der Schule; fast scheu gehen auch die verwegensten Helden die Bäume entlang und verschwinden unbemerkt in die Stuben. Eine geheimnisvolle Macht scheint auf den Gassen, in den Gärten zu walten, die jeden Laut im Keim ersticht. Noch mehr tritt dieses Gefühl zu Hause zutage. In allen Ecken und

Winkeln lauert dieses unsichtbare Etwas und dämmt jede laute Ausgelassenheit ein. Was die Mutter sagt, wird auf das erste Wort verstanden und wenn der Vater befehlt, gibt es keine Widerrede. Die schwersten Aufgaben werden mit einer knechtischen Willigkeit ausgeführt. Wo ist da der Trotz, der sonst bei Widerwärtigkeiten aufsteigt. So schnell und gang bei der Sache ist nie ein Kind als in den Nikolausvorabenden.

Als mein Vater nur nach der Schule saate, ich solle zum Messerschmied gehen, um die Messer für Weihnachten schleifen zu lassen. An Sonntagen war dieser Weg — etwa eine Stunde weit — ein Spaß, aber im Winter mußte man hurtig sein, daß man nicht in die Nacht hineinam, und dies ist an einem Nikolausvorabend eine beängstigende Vorstellung.

Trotzdem ich beherzt war und sogar gern ein Abenteuer bestand, war der Auftrag für mich doch eine schwere Aufgabe und wenn es nicht gerade Nikolausvorabend gewesen wäre, hätte ich wohl eine Ausrede gebraucht und alles darauf verwandt um mit der Ausführung verschont zu bleiben. So aber begnügte ich mich damit wenigstens bei der Mutter durchzuspielen, daß meine Schwester mich begleiten durfte.

Nachdem mir der Auftrag nochmals recht eingeprägt war, machten wir uns auf den Weg. Die Schulkameraden sahen uns hinter den Fenstern nach und wunderten sich wohl über unsern Mut; an einem solchen Tag ist es am sichersten um das Haus herum oder gar in der Küche oder Stube. So kamen wir uns tapfer genug vor und passierten ruhig die Dorfstraße. Kaum hatten wir die letzten Häuser hinter uns, sahen wir die weiten Felder vor uns; Neben flogen auf und ließen sich mit lautem Getöse auf einer Anhöhe, den sogenannten Vogelberg, nieder. Nebel füllten das Nachbardorf, das man sonst gut sehen konnte, ein. So schien der Weg nochmals so weit wie sonst und wir gingen an zu eilen. Noch plauderten wir von der Schule und wagten auch von Weihnachten zu reden; aber wir hüteten uns den Nikolausgang zu erwähnen; ich hatte doch Grund die Rute des Nikolaus zu fürchten; mein Sündenregister war groß genug, um vom Nikolaus richtig begenommen oder wenigstens abgezankt zu werden. Durch diesen Vortgang glaubte ich mein Schulkonto zu verringern und so war ich mit Ernst bei der Sache und glaubte, daß der Lohn für das Verdienst nicht ausbleiben könnte. Freilich war es gut eine Begleiterin zu haben, und meine Schwester war an diesen Tage gerade recht, weil sie doch gern betete und ich so glaubte eine Beschützerin zu haben; natürlich ließ ich dies nach außen nicht merken.

Wir hatten das Nachbardorf erreicht und gingen ebenso stolz an den Häusern vorbei wie im Heimatdorf. Erst wie wir an den letzten Häusern vorbei waren, und uns der Nebel noch dichter umfing, wurden wir stiller und ich folgte ruhig der Schwester, wie sie auf das Kreuz zuschritt, das am Weg zwischen Bäumen und Büschen stand. Schon längst war ich mit meinem Vater unser fertig, und so konnte ich allerlei Gedanken nachhängen; ob dies mit dem Nikolaus wohl Ernst wäre. Ob er wohl wirklich für fromme Kinder Gaben brächte. Rand herum war dieses Schweigen, nur in den Bäumen war ein leises Flüstern, so geheimnisvoll, daß ich nochmals anfing zu beten und je schneller ich betete, desto mehr erschienen mir die Gaben des Nikolaus — Äpfel — Nüsse — Hufelbrod. Nun betete ich im Eifer wirklich laut und meine Schwester fiel ebenfalls mit leiser Stimme ein. So klangen die zwei Kinder-

stinnen inmitten der lautlosen Stille wie wenn auf dem Chore der Kirche vorgebetet wird. Das Kreuz war der Altar und die Bäume und Büsche waren die Kirchenwände. Über die der Nebel ein graues Gewölbe wob. Unsere Worte verhallten mit dem Wehen, das durch die Kapelle zog und es war eine Andacht geworden, wie dies selten gelang inmitten der großen Kirchen. Wir glaubten der Nikolaus müßte uns hören und er würde sicher zu Hause seinen Esak mit allen guten Sachen bringen, wenn wir zurück wären.

In dieser Stimmung war es nicht schwer weiter zu gehen, wenngleich jetzt das schwierigste Stück Weg vor uns lag. Ein Wald öffnete bald seine dunkle Pforte und wir gingen Hand in Hand tapfer zwischen den hohen Lärchenmasten. Noch ganz in der Meinung, daß uns der Nikolaus gebiet hätte, waren wir furchtlos und hörten nicht die geheimnisvollen Rufe aus dem Dickicht. Nicht einmal der Hall unserer eigenen Schritte machte uns ängstlich. So erreichten wir denn auch bald die Messerschmiede, die in einer Waldlichtung lag. Aber einen Steg, der einen rauschenden Waldbach überbrückte, kamen wir zum Hause. Einmal lag es und versteckt inmitten eines kleinen Gartens. Der Hund meldete uns an mit lauten Gebell. So kam bald der Schmied, der schon freitabend gemacht hatte, aus der Türe. Mit seinem Bart und seinem langen Rock erschien er wie Rübezahl und scheu blieben wir stehen; aber er redete uns lachend an und neckte uns, ob wir nicht dableiben wollten; es wären doch noch genug Geschwister zu Hause und wir hätten es gut bei ihm und der Nikolaus würde gewiß auch den Weg zur Waldschmiede finden; er würde die Rute ihm schon abnehmen und einen Esak voll Apfel und Nüsse müßte er uns bringen dalassen.

Aber schnell richteten wir den Auftrag aus, übergaben ihm die Tasche mit den großen und kleinen Messern, und die ganz großen, die für die Hackelmaschine gehörten. In acht Tagen sollten sie fertig sein und der Vater würde sie am Sonntag mitnehmen, wenn er Nachmittags ins Nachbardorf käme. So bestimmt sagte ich dies her, daß der Schmied die Tasche nahm, während er seiner Frau rief, uns ein Stück Brot abzuschneiden. Wir steckten das Brot ein und wollten uns sofort auf den Rückweg machen. Der Schmied rief noch nach, wir sollten aufpassen, der Nikolaus käme sicher durch den Wald.

Inzwischen war es schon fast dunkel geworden und wir hielten uns ganz an die Wegspuren an nicht abzuweichen. Immer tiefer wurde es, und wir gingen an zu laufen, um den unheimlichen Wald bald hinter uns zu haben. Ja waren wir nur bei dem Kreuzsteig, wir rüdten gerne beten und an Nüsse und Apfel dachten wir nicht mehr. Da hörten wir Weisfenchallen und Pferdegewieher; wir ließen das Fußsteck vorüber und liefen noch schneller. Da hörten wir schon das Gebellläuten, bald waren wir an dem Wegkreuz angelangt.

Erleichtert atmeten wir auf und beteten noch andächtiger als vorher Vater unser und unser ganzer Mut kehrte wieder zurück; da was war das, die Büsche teilten sich und heraus trat eine

große Gestalt mit langem Bart — Hg. Nikolaus beteten wir laut und ängstlich, wir wollen brav sein und folgten. Der Nikolaus lebte uns und sagte, er hätte unser Gebet gehört und so dürfen wir unsere Tasche mit Nüssen und Äpfeln füllen — er schüttete unsere Messertasche voll und sagte, daß wenn wir immer so Vertrauen hätten, würden wir im Leben alles Schwere überwinden. Wie wir noch ganz bestürzt dalanden, verschwand indessen der Nikolaus. So war der Heimweg für uns leicht und alle Schreden der Nacht hätten uns nichts anhaben können. In der frohen Stimmung überraschten wir zu Hause die Geschwister und teilten unsere Schätze aus. Wir wurden angestaunt, wie wenn der Glanz des Wunders uns noch umstrahlte. E. Zimmermann

Aufmerksam

„Daß du das wertvolle Taschentuch, das du gefunden hast, extra zum Hundbüro getragen hast?“

„Deshalb, weil ein Knoten darin war. Wer weiß, an welcher wichtige Sache es den Verlierer erinnern sollten!“

Körner

„Was schleppst du denn da?“

„Einen halben Zentner Cementkörner! Den habe ich ganz billig kaufen können!“

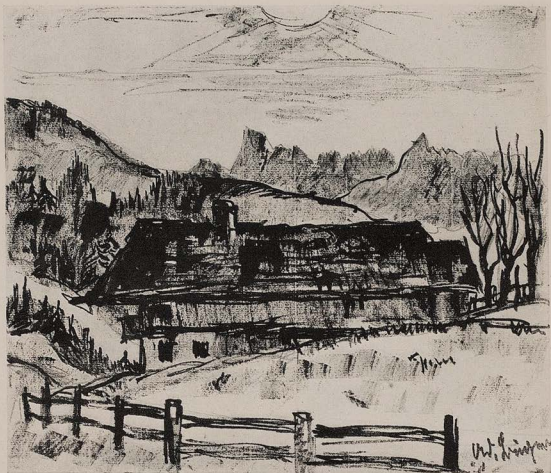
„Nensch, du hast wohl einen Vogel?!“

„Natürlich! Dafür habe ich die Körner ja gekauft!“



Aus Mailand

Georg Pevetz



Aus Bayern

Adolf Bürger

DAS DAMENOPFER

Erzählung von Gert Lynch

Es war spätnachmittags in einem kleinen Café. Eder legte ab und nahm geizig am Stammtisch Platz, wo der Schachspieler Reichel saß.

„Franz!“ — Der Ober, der an der Säule lehnte und eine neue Illustrierte las, ließ das Blatt sinken und merkte auf. — „Bringen Sie mir einen Verteilten, und ein großes Glas Wasser für meine Blumen.“

Reichel steckte neugierig zwei Finger in den Bausch des Seidenpapiers und lästete ihn ein wenig. „Nami!“ staunte er, „rote Rosen! Sie Schwerevöter, Sie! Das sieht ja ganz nach ersten Absichten aus! Viel leicht darf man schon gratulieren?“

Eder lachte: „So weit ist es nun wieder nicht. Aber das eine steht fest, daß ich das Junggesellenleben satt habe, satt bis hierher.“ Er zeigte mit der gestreckten Hand an den Hals.

„Ist sie hübsch?“ fragte Reichel.

„Bildhübsch!“ versicherte Eder. „Es ist eine Norddeutsche, groß und blond. Ich kenne sie in wenigen Sommer im Gebirge kennen, und seitdem schreiben wir uns.“

„Und nun, nun kommt sie wohl?“

„So ist es. Sie ist auf der Durchreise und will die Fahrt unterbrechen. Ich hole sie nachher vom Bahnhof ab.“

„Na, dann viel Glück!“

„Danke, ich kann es brauchen!“

Franz kam und schob den Verteilten und ein großes Glas Wasser auf die Marmortafel.

Eder stellte die Rosen ins Wasser, goß drei Drittel Milch und ein Drittel Kaffee in die Tasse, rührte um und trank alles auf einen Zug aus, so wie es seine Gewohnheit war.

„Ein Brett gefällig?“ fragte Franz und wischte einige Tropfen vom Tisch.

Reichel blickte auf Eder: „Sollen wir?“

Eder zog die Uhr. „Meinetwegen“, sagte er, „es geht gerade noch. Also Franz, bringen Sie das Brett mit den großen Figuren, aber möglichst schnell.“

„Ehre wohl“, antwortete Franz und eilte.

„Wenn ich nicht irre, bekomme ich diesmal Weiß“, bemerkte Eder.

„Büte, büte“, sagte Reichel, „bedienen Sie sich. Sie werden auch mit Weiß kein Wein auf die Erde bringen!“

„Abwarten“, rief Eder. Er zog, und das Spiel begann.

Die ersten Züge folgten rasch aufeinander. „Da“, sagte Eder, indem er einen Schwächling opferte, um einen Vorstoß durchzusetzen, „freissen Sie sich satt!“

Reichel schlug den Bauern. „Das wird Sie die Partie kosten“, unkte er, „ich werde den Mehlbauern zum Turmendspiel verwerthen.“

„Verwerthen Sie nur“, höhnte Eder und ließ das Pferdchen springen.

„Ach, du meine Güte! Das ist ja Schornitz, was Sie da spielen! Für so einfältig dürfen Sie mich wirklich nicht halten, daß ich auf diesen Leim gehe. Ziehen Sie Ihren Klepper nur wieder zurück, sonst ist er heid!“ Und Reichel griff tapfer den Springer an.

Eder aber ging nicht zurück, sondern deckte. „Prahlen Sie ruhig weiter“, sagte er, „ich werde Ihnen schon zeigen, wo Barthel den Kosi holt!“

„Hui!“ machte Reichel und steckte sich eine Zigarette an. „So also spielen Sie das. Wenn das nur gut geht! Gilt der Zug?“

„Er gilt! Verhütet — gefüht.“

„Na, dann will ich Ihnen mal vorführen, was eine Harte ist. — Garde!“ Reichel bedrohte die Königin und schob angeiffelustig den Rauch durch die Nase.

Eder lächelte schief: „Auch Königsgen gibt es Mittel und Wege.“ Er brachte die Dame in Sicherheit.

„Weiß verachtet kostbare Zeit“, hänselte Reichel. „Bald werden Sie auf dem letzten Loch pfeifen!“

Eder ließ sich durch die gewohnten Spiele nicht aus der Ruhe bringen. Er gewann den Bauern zurück und hatte das Feld für eine gute Entwidlung frei. Er schloß den Kopf in die Hand und überlegte, wie er Reichel am besten bekommen könne. Minutenlang brüteten sie beide stumm über den Feldern.

Der Ober Franz, der stehend zuschaute und das Spiel verfolgte, konnte sich nicht halten und warnte: „Geben Sie acht, der Käufer ist in Gefahr!“

Eder wandte sich entrüstet um: „Wie oft muß ich Ihnen noch sagen, Franz, daß Sie nicht kribbeln sollen! Bringen Sie lieber zehn Zigaretten, aber ohne Mundstück!“

Franz lächelte beladen und ging zur Theke.

Auf dem Brett entstand nun ein zäher Nahkampf. Bedächtig folgten die Züge. Mehrere Figuren kamen zum Abtausch, da Reichel bestrebt war, die Streikkräfte zu mindern. Sie standen sich immer noch gleich, doch Eder war in der Stellung ein wenig im Vorteil. Von Zeit zu Zeit atmete er tief auf; es klang wie ein Seufzer. Seine Finger wurden feucht, und er wischte sie mehrmals am Lohschut ab. Immer, wenn eine Zigarette zu Ende war, zündete er die nächste an. Bei besonders kniffligen Lagen feilte er mit den Fingern die Unterlippe. Den Geruch eines Bekannten, der am Tisch vorbeiging, überhörte er. Auf seine Stiche spielten abwechselnd senkrechte und waagrechte Kanten. Bisweilen zwinkte er ein Auge zu, um es vor dem Rauch zu schützen, den die Zigarette verbreitete. Über dem Tisch stand bereits eine bläuliche Wolke von Stienen und Klingeln, die jedesmal brodelnd in Aufsteher getrie, wenn ein Lustzug wehte.

„Schach!“ rief Reichel, und stellte den Turm so nachdrücklich hin, daß das Brett und die Figuren sangen.

Eder brachte sie wieder in Deckung. „Gerochheiten haben Sie“, sagte er strafend, „wie ein Steinkopfer.“ Und er ging aus dem Schach.

Reichel schwieg diese Worte tot und bot wiederum Schach. Eder konnte auch diesmal ausweichen. „Hören Sie doch endlich mit diesem ewigen Schach auf“, sagte er ärgerlich. „Sie sehen ja, daß es nichts nützt. Wie fahren doch schließlich nicht Mühle, nicht wahr?“

„Kümmern Sie sich um Weiß“, knurrte Reichel. „Sie werden nämlich bald ausgeholt haben, mein Lieber! Ich habe da ein Springermandör dein von einer verblühenden Schönheit der Lehn!“ Er zog und wartete gespannt auf den Gegenzug.

Eder verzog höhnisch den Mund: „Daß ich nicht laß! Sie Optimist, Sie!“

Doch Reichel ließ sich den Plan nicht durchkreuzen. Er brachte die Stellung des Gegners zum Erstarken und kam schließlich im Vorteil. Eder



Aus Holland

E. M. Wagner



Porträt

H. Kistler

Dann ging er in sein Zimmer. Hier schleuderte er die Rosen aufs Bett und sank erschöpft in den Lehnsstuhl.

Als Gertrud Fiedler, groß, blond und feisch, in M. ausstieg, hatte sie ein beklemmendes Gefühl. Merkwürdig, dachte sie. Die Vorfreude war wesentlich größer gewesen.

Sie ließ sich Zeit und ging als eine der Letzten durch die Sperre. Hier blieb sie stehen und blickte sich um. Sie stellte den Koffer hin und blickte sich nochmals um. Sie musterte die Männer, die in der Nähe standen, und machte ein enttäuschtes Gesicht. Als sich die Leute verlaufen hatten und die Sperre geschlossen wurde, ging sie zum Seitenbau und gab den Koffer auf. Dann kam sie zurück und wartete weitere fünf Minuten.

Ein älterer, gut gekleideter Herr, der ein schwarzes Stöckchen am silbernen Griff schwang, strich auffällig um sie herum und reagte schließlich, sie anzusprechen. Sie zeigte ihm deutlich den Rücken.

Dann faßte sie einen Entschluß. Sie schritt zu den Lagen hinaus, nannte Straße und Nummer und ließ sich hinfahren. „Bitte, warten Sie hier auf mich“, sagte sie zum Chauffeur.

Es war ein altes, banfälliges Haus. Die Treppenhänge waren betriebl. Es roch nach Küche und Waschhaus, und sie rümpfte die Nase.

Richtig, da stand ja der Name. — Sie klingelte. — Sie klingelte nochmal. — Und noch ein drittesmal, laut und anhaltend. Dann gab sie es auf.

Langsam und nachdenklich stieg sie die Stufen hinauf. Ihre Brauen hatten sich gehoben, und die Lippen waren sehr schmal geworden. Möglicherweise schüttelte sie unwillig den Kopf und beschleunigte den Schritt.

Der Chauffeur riß den Schlag auf.

„Zurück zum Bahnhof“, sagte sie.

Es traf sich gut. Sie hatte gleich Anschluß und bekam einen schönen Fensterplatz. Und als der Schnellzug die Stadt und die Vororte hinter sich hatte und durch freies Land raste, ließ sie die Scheibe herunter, nahm einen Brief aus dem Täschchen, zerriß ihn in kleine Teile und streute ihn in die Winde.

fälschte den Ehrgeiz brennen. Er hüllte sich in eine Rauchwolke und dachte angestrengt nach. Dann holte er tief Atem. Gottesdank, nun hatte er es. Er tat indessen, als ob er ans Aufgeben dachte und spielte zurückhaltend. Und dann kam sie, seine große Überraschung, die auf Schwarz wie ein Keulen Schlag wirkte: Er erwartete ohne Not die Dame und erreichte damit, daß Reichel im nächsten Zug matt wurde. Es war ein zwingendes, unumgängliches Matt.

Reichel bewegte den Kopf hin und her und haute den vorigen Stand wieder auf, um zu begreifen. Aber es war alles einwandfrei, und er mußte klein begeben.

„Na“, frohlockte Oder, wie habe ich das gespielt?“

„Da haben Sie mehr Glück als Verstand gehabt“, bemerkte Reichel trocken, und begann die Steine für eine neue Partie aufzulegen.

Oder zog die Uhr. „Was!“ tief er aufspringend, „ist denn das möglich?! — Franz, zahlen!“ Er warf das Geld auf den Tisch, riß die Rosen aus dem Wasser, griff nach Hut und Überzieher und stürzte davon. Es war zwölf Minuten über die Zeit.

Wie zur Strafenkung machte er einen Dauerlauf. Dann sprang er in die erste Logi. „Geben Sie zu“, riefte er, „zum Bahnhof!“

Dort suchte Oder den ganzen Bahnhofs ab und verortete sich fast den Hals. Er lag in den Wartesaal und schaute an jeden Tisch. Er lief zur Gepäckaufbewahrung und zum Bankkiosk. Sogar in die Milchstube spähte er.

Dann stellte er sich eine geschlagene Viertelstunde lang mitten in die Bahnhofshalle, die Rosen unter dem Überzieher verborgen. Auf einmal kam ihm ein Gedanke. Er verließ den Bahnhof, stieg wieder in eine Logi und suchte nach Pause.

Haslig öffnete er den Briefkasten. Doch außer einer Werbeschrift lag nichts darin. Er knüllte das Blatt zusammen und warf den Knäuel die Treppe hinunter.

Ruf in die Wolken

Von Hans Franck

Weilet, ihr Wolken, weilt bei dem Armen,
der das Daheim in der Heimat verlor,
seit ihm zu Einer hin ohne Erbarmen
wehret die Ferne das tägliche Tor.
Weilet ihr Wolken, weilt!

Teilet, ihr Wolken, tilt meine Tränen!
Wie soll es atmen, dies einsame Herz,
wenn als verwerflich, als wunderbar Wähen
liehlos der Himmel verlacht seinen Schmerz?
Teilet, ihr Wolken, teilt meine Tränen!

Heilet, ihr Wolken, heilt jene Leiden,
die allem irdischen Troste sind feind.
Denn wo sich Seele von Seele muß scheiden,
tröstet nur Eines: daß Gott um sie weint.
Heilet, ihr Wolken, heilt meine Leiden! — —

Eilet, ihr Wolken, eilt von hinnen
sonnedurchsilbert, sonnegesäumt,
daß die Geliebte vom Wiedergewinnen
— sieht sie euch nahen — heimlich träumt.
Eilet, ihr Wolken, eilt!

Frau Ilsebill und ihr Mieter

Von Peter Scher

Vor einiger Zeit traf ich den dicken Florian wieder, der einmal stadtbekannt war, weil er bei den damals noch üblichen großen Gastereien, die er als wüßiger Plauderer und königliche Figur beleben durfte, buchstäblich an seinem Platz gerollt werden mußte. Sein wesentlicher Beruf: „Ach, wie lange habe ich meine lieben Beinchen schon nicht mehr gesehen!“ war zu jener Zeit in den Sprichwörterbüchern unserer Stadt eingegangen. Jedes Kind kannte den dicken Florian, der seinen Stand ein bißchen zu üppig repräsentierte. Er war nämlich Maler und tüpfelte — wenn er wirklich einmal arbeitete — ganz zarte Bildchen im winzigsten Format. Na gut — ich traf ihn also wieder und sein Anblick erbaunte mich. Er war, wenn möglich, noch umfangreicher geworden. Aber die Fleischmassen, die er dem flammenden Blat darbot, erweckten den Anschein, daß sie aus viel beschönerem Material verfertigt seien als dazumal. Die ehemals blaureote Färbung seiner burgundergeféttigten Wangen hatte sich in ein fahles Grau verwandelt; auch rauchte er anstatt der früher gewohnten Havanna eine verdächtige Zigarre, der übelriechender Qualm entschwelte. Er sah mich mit dem schwermütigen Blick eines Verhärterten an.

„Wohin rollst du, Apfelfchen?“ fragte ich, eine zu jener Zeit oft gehörte Wendung mit Absicht gebrauchend.

Er machte mit seiner fleischigen Hand eine abwehrende Bewegung und erwiderte mit dumpfer Stimme, aber nicht ohne selbsterkennenden Humor: „Sie werden sich wundern — ich arbeite!“

„Wirklich?“ fuhr es mir unvorsichtig heraus. Um abzulenkten, setzte ich rasch hinzu: „Erinnern Sie sich an den Herrn von Duarc? Ich bin ihm dieser Tage begegnet. Auch er arbeitet.“

„Duarc — —?“ fragte Florian erschrocken.

„Sie wollen doch nicht sagen, daß Duarc — — ja — — handgreiflich beschäftigt ist?“

„O ja“, sagte ich. „Er wirkt in der Autobranche — sogar mit Erfolg.“

Der umfangreiche Florian stand, mit der schwarzen Zigarre im Mund, wie ein rauchender Vulkan vor mir und sagte nachdenklich: „Auch Duarc? Reichen Sie mir Ihr Ohr, Bester — ich will Ihnen eine Erkenntnis hinterschieben, die nach der letzten empfangenen Mitteilung in mir zur Gewissheit gereift ist.“

Ich neigte mich näher zu ihm und er flüsterte geheimnisvoll: „Mit der Kunst ist es vorbei —

ich meine, mit der Kunst, von der Teilnahme an Soupers zu leben! Ein für allemal und für immer vorbei!“

Wir sahen uns an und mußten beide lachen. Man konnte dem dicken Florian viel nachsagen — aber seine Fähigkeit zur Selbstironie machte manches wieder gut.

Als wir uns verabschieden wollten, fragte er noch rasch, wie infolge einer plötzlichen Eingebung: „Wissen Sie eigentlich, wie es Frau Ilsebill geht?“

Frau Ilsebill war eine lebensfrohe Dame gewesen, deren festliche Veranstaltungen bei Klaislern wie bei beruflichen Gaudenzen und Kavallieren in hohen Ansehen gestanden hatten. Florian und Herr von Duarc hatten bei Frau Ilsebill immer in vorderster Reihe um die saftigsten Happen gekämpft.

„Ich habe nie mehr von ihr gehört“, sagte ich der Wahrheit gemäß.

Der Koloss pufte eine Rauchsäule aus. „Es soll ihr nicht zum besten gehen“, sagte er. „Ein Skandal, daß ich sie nie besucht habe. Aber sehen Sie mich an — bin ich zum Mann geboren? Ich bin mitnichten ein solcher, sondern vielmehr ein Zustand hoffnungsloser Verfestung. Was kann ich tun? Nur einem Mann wäre



Der Schäfer

Lore Masius



Aus Wien

R. Zinner

es gegeben, einer armen Frau gegenüberzutreten, bei der er so geschmeint hat wie ich, als sie noch reich war. Eine Vögel! Sie sollen einmal hingehen, mein Vetter! Sie sind bei weitem weniger gepölsert und haben darum die Pflicht, mehr Mut zu beweisen als ich. Seien Sie ritterlich, Mann! Machen Sie sich auf und sagen Sie der Frau etwas Angenehmes! Es geht ja doch nicht an, daß man alle Freunde in der Not allein läßt!"

Eine Krotodilsträne schimmerte in seinem Auge. Aber es sollte nicht zur Auswirkung seiner Ergeiffenheit kommen. Er sah einen

Bekannten, der ihm zuwinkte, und wälzte sich ihm entgegen, ein tragi-komisches Ungeheuer.

Im Weitergehen dachte ich an die arme Frau Jsebill. Die Erinnerung an ihre einst so unbekümmerten Feste, die der dicke Waschlapfen herausgeschworen hatte, machte mir zu schaffen. Der Gedanke, daß sie, die als reiche Frau von allen bewundert und ausgebeutet worden war, nun in grauer Einsamkeit verkümmern müsse, ließ mich nicht wieder los. Ich stellte sie mir in einem eiden Raum vor, mit anklagender Miene eine ganze Kanne leerer Gläser betrachtest: Sekt, alte Rheinweine, Himbeer-

geist. Und alle die leeren Gläsern grinsten sie hämisch an, blickten Jüngern nach ihr und höhnten: Ja — wenn das Geld, das wir gekostet haben, auf der Bank läge! Wo sind jetzt die werthen Gäste, die uns erbotungsgelos ausgetrunken haben? Weg sind sie, in alle Winde zerflogen!

Die Erinnerungsbilder beunruhigten mich immer stärker. Ich fühlte, daß ich mich von ihnen nur befreien konnte, indem ich an Florians Stelle wie ein Mann auftrat. Es gab keinen Ausweg — ich mußte Frau Jsebill besuchen. Da ich aber fürchtete, am Ende doch wieder schwach zu werden, wenn ich es hinausschöbe, beschloß ich, es auf der Stelle zu tun.

Die Wohnung hatte sie noch. Das beruhigte mich ein wenig. Aber als ich den Kopf drückte, röchelte die Klingel kläglich — o weh. Ob sie abgestellt war, um unerwünschte Besucher fernzuhalten? Aber war ich denn ein erwünschter Besucher? Im Begriff, meinem Mut abtrümmung zu werden, raffte ich mich auf und klopfte heftig mit dem Knöchel.

Ein Schütt im Gang, die Tür wird geöffnet — von ihr selbst.

Nun aber Haltung!

Wie ich das sehe und wie die Laue eines Grinsens der Unabsehbareit verbunden will, erkennt sie mich sogleich und bittet mich hinein.

Ihre Gesicht ist schmal geworden. Ihr Hauskleid ist sehr einfach. Aber ihre Haltung finde ich nahezu unverändert.

Wir wechseln einige Sätze im Gang, der merkwürdig leer aussieht. Sie führt mich in ein Zimmer, das ich von früher zu kennen glaube. Da geht die Klingel auf dem Flur und Frau Jsebill entschuldigt sich für einen Augenblick. Ich sehe mich um. Die Bücher und einige Bilder scheinen noch aus jener Zeit zu sein. Aber der Flügel fehlt. Und der kostbare Leppich, der damals so bewundert wurde, ist ebenfalls verschwunden. Statt seiner liegen billige Dinger am Boden. Ich denke: Da haben wir es — sie hat alles Wertvolle hergeben müssen! Aber Mut: Sich selbst hat sie behalten — das ist klar zu erkennen. Immerhin ist mir wenig wohl zumute und in meiner ewigen Mannlichkeit verfluche ich den dicken Florian, weil er ein Feigling ist.

Da kommt Frau Jsebill wieder herein und ersucht mich mit einem Lächeln, das ich nicht entziffern kann, in ein anderes Zimmer zu treten; dies hier solle von der eben erschienenen Scheuerfrau aufgeräumt werden.

Wie gehen hinaus, sie öffnet eine Türe, ich trete ein und fahre zurück. Mit Mühe unterdrücke ich einen Aufschrei.

Es ist das geräuschlose Kistenschloß, das man sich ausdenken kann. Menschen, mit Nymphen bemalt, blecherne Ritter und künste Jünger, Kissenbecher mit der Aufschrift: Ruheplätzchen für Ollimungengel, Esoskissen mit gestifteten Schwämmen.

Wie denke entsetzt: Gibt es das wirklich noch? Frau Jsebill will aus eine der geschmackvollsten Frauen bekannt gewesen — damals schon. Und nun das — in unserer Zeit! Ist sie irrsinnig geworden, die Arme? Ich sehe sie bestürzt an.

Sie lächelt wieder seltsam wie vorher. Ihre nicht mehr junger, aber noch anmutiger Mund bemüht sich, standzuhalten. Doch es gelingt nicht recht, er zittert krampfhaft. So sitzt sie einen Augenblick da und weint lautlos. Was bedeutet das alles?

Da faßt sie sich und spricht: „Es ist das Zimmer meines Mieters.“

Ihre Stimme fängt sich allmählich wieder: „Meines besten Mieters! Es sind seine Sachen. Er liebt sie — jedes einzelne Stück! Er ist viel fort und im Winter darf ich sein geheiztes Zimmer benutzen.“

„Dürfen Sie —?“ fragte ich abweisend,

weil ich sonst nichts zu sagen weiß, und halte ihre beiden Hände in meinen, und dann nehme ich, ohne mir dessen richtig bewußt zu werden, mein Tuch und wische ihr damit die Tränen weg. Darüber erwachen wir beide zu uns selbst. Wir sehen uns an und brechen in ein hemmungsloses Gelächter aus. Schließlich beruhigen wir uns. Aber sobald unsere Blicke die Gruel wieder berühren, brüllen wir von neuem los. Die arme Frau Miesbill ist ganz erschöpft.

„Er ist ein guter und anständiger Kerl!“ jagt sie. „Er hat keine Ahnung, was er mir mit seinen gräßlichen Sachen antut. Wie sollte er auch — da sie ihm etwas bedeuten! Na ja,

jeder hat sein Päckchen zu tragen. Mein besonderes ist, daß ich dieses Karitätenkabinett tagtäglich wieder schön finden muß. Meinem Mieter gegenüber gelingt es mir auch. Nur, als Sie so unerwartet kamen —“

Ihre wiedergewonnene Heiterkeit ist in Gefahr. Aber sie ist tapfer und sagt mit einem bewundernswerten Lächeln: „War es nicht mutig von mir, Sie in dieses Zimmer zu führen?“

Ich beuge mich beiseite über ihre Hand und erwiderte erbschöpfend: „Frau Miesbill — so mutig wie Sie alle Tage sind, möchte ich wenigstens am Sonntag sein!“

WANDERWEGE

*Euch gilt mein Gruß, ihr reichen Wanderwege,
Die ich gegangen bin und nicht gegangen,
Euch gilt mein Sehnen, euch all mein Verlangen,
Euch all mein Träumen, das ich schauend hege.*

*Für euch bin ich noch unermüdlich rege,
Such täglich euer Grüßen zu empfangen,
Und Lebensklänge, die mir herzuwärt drangen,
Sind mir von euch gekommen allerwege.*

*Und immer wieder muß ich frisch beginnen
Nach jeder Richtung hin euch zu erwandern,
Muß euren Glanz und eure Kraft gewinnen,*

*Muß mich vereinen mit den fremden Andern,
Muß Seele geben, leuchtendes Besinnen,
Und jauchzend wieder weiter auf euch wandern.*

Otto Lautenschlager

A NEKDOTEN

Eine Papageien-Geschichte

Eine fromme, vermögende, alte Jungfer besaß einen Papagei, der ihr Alles war. So gut sie den Vogel behandelte, so schlecht ging es mit ihrer Köchin um, weshalb diese immer wieder ihre Meinung mit den Worten „Wenn die Alte nur scho hin wär!“ Ausdruck gab. Es dauerte nicht lange und der Papagei hatte sich diese rüden Worte angeeignet. Sehr zum Entsetzen seines Frauent, unversehens als auch der Herr Pfarret einen Papagei besaß, der lauter fromme Redensarten nachplappern konnte. Um ihren Vogel zu bessern, erlaubte sie den Herrn Pfarret, ihren Papagei einige Zeit in Kost zu nehmen, damit er von dem anderen bessere Redensarten lerne. Aber was mußte sie hören, als sie nach zwei Wochen das Pfarrhaus betrat; ihr Papagei begrüßte sie mit den Worten „Wenn die Alte nur scho hin wär!“, worauf der Papagei des Herrn Pfarret feierlich hinzufügte: „Der Herr erhöre unsere Bittel!“

H. G.

Wiens letzter Bohemien

So wird der Maler Holliger genannt. Eine große, breite Mannesfigur, mit Landenchschart, tiefer Backstirn, immer gekleidet in der Pariser Montmartre-Art wie zur Jahrhundertwende. Gemalt hat er sein letztes Bild auch zu dieser Zeit, aber als Sohn eines reichen Vaters hat er es nicht notwendig. Er präsidiert nur an seinem Stammtisch im Café Museum und die Marmorplatte des Cafébaustisches zeigt täglich neue Karikaturen und Skizzen von seiner Hand, die er im Gespräch mit gemeinem Talent hinwirft. Holliger hat nur einen Fehler, er hält nicht viel vom Wäscheverscheln und vom Waschen. Neben vielen anderen Künstlern sieht man am Stammtisch auch oft den Maler Kadler, Mitglied der „Sezession“ und bekannter Porträtist, eine Mischung von Dethoven und Schubert im Aussehen. Eines Tages fragte Holliger den Stammtisch sein Leid, daß es für ihn halt keine Emulsion mehr gäbe. Alles sei schon dagewesen, nichts Neues biete ihm das Leben mehr. Worauf Kadler trocken einwarf: „Wie wär's, Karl, wenn Du es einmal mit an Bad probieren tätest?“

H. G.



Aus Bozen

R. Zinner

Wie es gemacht wird

Wie Sie Ihre besten Aufnahmen finanziell verwerten, das zeigt Ihnen das Buch **DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN**, das soeben in neuer Auflage mit ca. 100 Adressen für den Bilderverkauf erschien und nur 75 Pfg. kostet. — Ein unentbehrliches Hilfsmittel werden aber auch für Sie gute Belichtungstabellen sein. Unter dem Titel **BELICHTE RICHTIG** liegen von J. Drausinger für 60 Pfg. neue Tabellen für Tages- und Kunstlicht in einzigartiger Übersichtlichkeitsform vor, die ein handliches Taschenformat haben. Interessieren Sie sich aber besonders für die Fragen der richtigen Belichtung, dann lesen Sie am besten das Buch **AUF DIE BELICHTUNG KOMMT ES AN** von J. Drausinger, das RM. 1.10 kostet. Alle diese Schriften erhalten Sie durch jeden Foto- oder Buchhändler bzw. unmittelbar vom



4. Tausend 75 Pfg.

GERHARD ISERT VERLAG IN MAGDEBURG-SUDENBURG

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene **Geschenk-Ausgabe** von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch von **Fred Endrikat** mit Buchschmuck von **Bold** zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat, der einzigartige Breiteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferenzredner des deutschen literarischen Kabarets, hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Nicht im Buchhandel:

Der vorbeugende Gesundheitsdienst der Lebensversicherung

Für Vertrauensärzte und Lebensversicherungs-Fachleute

Von **Josef Mayer-Koy**
Schriftleiter in München

Als Manuskript gedruckt
portofrei 1.25 Reichsmark

Nur gegen Voreinsendung des Betrages zubeziehend durch:

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstr. 10, Postscheck-Kto. 5424 München

Johias heißt! Also sprach der Herr Pfarrer salbungsvoll und fragte darauf triumphierend: „Seit wann heißt Du denn schon die Krankheit?“ Darauf der Kavel: „Ja, und krank, daß i net lach. I hab mir g'fragt, weil i in der Zeitung g'lesen hab', daß der Heilige Vater an der Krankheit leiden tut!“ H. G.

Aus einem Roman:

Verzweifelt rampte Kurt in dem engen Raum umher und hielt sich den Kopf, den er gänzlich verloren hatte!

Vor allem abends

brauchen Deine Zähne **Chlorodont**

Wir wollen aufbauen

Deine Mark soll ein Grundstein sein!



Kauf Lose der Reichs-Lotterie für Arbeitsbeschaffung

424152 GEWINNE UND 20 PRÄMIEN
RM 1.600.000

Eine perfekte Kraft

Ein blutjunger französischer Leutnant wurde zu den Kolonialtruppen in Saigon versetzt. Ein echter Pariser, der er war, wurde er von den Kameraden freudig begrüßt und ihnen in allem und jeden beifolgend. So riet man ihn auch, nur einen Chinesen als Boy zu nehmen, da ein solcher wirklich eine Perle zu nennen sei und überdies die Chinesen gute Köche seien. So war auch bald einer gefunden, der dem Leutnant sein Bungalow in bester Ordnung hielt und auch einen prächtigen Koch abgab. Nur eines hatten die Kameraden vergesen, den Neuling

darauf aufmerksam zu machen, daß der Chineser ein Gefolge zu wählen hat und daher in seiner Weise auch respektiert werden soll. Das war nun nicht der Fall, der junge Leutnant, spafsbasiert veranlagt, legte ihm eine Wache unter das Leintuch, nutzte jede Gelegenheit den Chinesen zu erschrecken, kurz spielte ihm einen Poßsen vor sich nur eine Gelegenheit dazu fand. Bis ihm sein Kommandant ins Gewissen redete und auch warnte. Der Leutnant sah alles sofort ein und um alles wieder gut zu machen, lief er den Chinesen-Boy und erklärte ihm, daß er ihn von nun an in Ruhe lassen würde. Der strahlte über das ganze Gesicht: „Sie mich nicht mehr schlagen, und mich nicht mehr erschrecken, dann auch ich nicht mehr machen WPI in ihr Gefolge!“ H. G.

Die Frage

Der Sternhofer-Kavel war ein rechter Hallodai. Aber er war jung und frisch, die Dindeln liefen ihm nach, so war es kein Wunder, daß er nur an Liebelien, Gemütern und Wirtsgleichen dachte, und auch nicht ungern im Wirtshaus saß. Und dort las er sogar die Zeitung, sehr aufmerksam, nur verstand er nicht alles. Er tat also, kurz gesagt, laute Dinge, die im heiligen Land Tirol einen Paracret keine Freude bereiten. Umsoweniger, als Kavel schon Monate nicht in der Kirche zu sehen war. Eines Tages aber treffen sich die beiden im Wald. Der Paracret tut recht leutselig, er weiß schon, beim Kavel darf er nicht mit der Tür ins Haus fallen. Darum redet er vom Wetter, fragt was das Vieh macht, wie es den Eltern geht und lauter so harmlose Sachen. Da unterbricht ihn der Kavel und fragt: „Coo, Herr Paracret, kunscht Du mit sog'n, wos des sich, Jichas?“ Diese Frage kommt dem Herrn Paracret gerade zu recht. Nun kann er es dem Kavel sagen: „Freilich weiß i dös“, sagt er. „Dös is a gar grausliche Krankheit, die ma kriegt wenn ma sich der Völlerei hingibt, immer in dös Wirtshausler umananda kugelt und dann im Straßengraben g'fundn wird. Wann ma mit dem Weibsgewinn immer z'tun hat und nit wia ans Festsitzen denkt, ja, die Folgen von all dem Bösen, des is dann a Malefizkrankheit, die

Schwäche vorrät. & Mäner halbes 25 Jahr. Erfahrung. Erste Klassen. Aufk. 2000 u. Preis verschoben ges. 24 Pf. Porto. Gewerbet. Chemiker Keesbach, Berlin-Mittelstr. 150 Postfach 2.

Vom „höflichen“ Brahms

Max Bruch, der heute schon vergessene Berliner Komponist, hielt ungemein viel von sich und war in bezug auf seine Werke von geradezu pathologischer Empfindlichkeit. So geriet er schon immer in Wut, wenn in Berlin ein anderer lebender Komponist aufgeführt wurde. Brahms hielt nicht viel von Bruch und verhehlte dies auch seinem, der es wissen wollte. Trotzdem gelang es gemeinsamen Freunden, bei einem Berliner Aufenthalt Brahms, diesen zu bewegen, sich von Bruch dessen neue Oper „Herrmann“ am Klavier vorspielen zu lassen. Bruch setzte sich zum Klavier und spielte. Zuerst den ganzen ersten Akt, dann fogleich den ganzen zweiten Akt. Und Brahms saß stumm wie eine Statue dabei. Als man nach Beendigung des zweiten Aktes Bruch posierte und umguckend auf ein Urteil Brahms wartete, fragte dieser: „Sagen Sie mal, Bruch, was lassen Sie eigentlich abschreiben?“ H. G.

Die klassische Rolle

Als Ludwig Martinelli, der berühmte Wiener Volkstheaterspieler, noch in Prag engagiert war, wurde er auch dort nur in Volkstücken, auch in Operetten verwendet, da sein harter Steirer-Dialekt ihm zu fest am Mund lag, als daß er im klassischen Drama hätte befristet werden können. Um eine Vorstellung des „Urtel des Prometheus“ jedoch zu retten, mußte er einmal als Prometheus den Prometheus einbringen, wobei er auf die tatkräftige Hilfe des Souffleurs rechnete. In dieser Rolle hat er einmal den Namen Eliza Ben Arja auszusprechen, doch konnte er den ihm ungeläufigen behäbigen Namen aus dem Munde des Souffleurs nicht genau verstehen. Daher glitt er zuerst mit beabsichtigter Unbedachtlichkeit über das Hindernis hinweg. Dann aber brachte es die Rolle mit sich, daß er diesen Namen langsam und deutlich auszusprechen hatte. „Eliza“ verstand er noch und sprach es auch dem Souffleur nach. Aber was weiter kam, das konnte er sich nicht zusammereimen, und als der Souffleur immer wieder den Namen wiederholte und er ihn immer wieder nicht verstand, packte ihn die Wut und er rief dem Souffleur coram publico zu: „Was hast du da gesagt?“

Die Prager, deren Verstand Martinelli war, schienen vor Vergnügen und applaudierten lebhaft. H. G.

Der Fehler

Der Zeit, den die Opernsänger singen, ist in den meisten Fällen unverständlich: bei Verdopplern nicht gerade ein Nachteil. Der berühmte Bariton Weg, Wagner's erster Hans Sachs, fragte einmal einen mußliebenden Bekannten, nach einer Aufführung von Verdi's „Crouadour“, was dieser zu seiner deutlichen Aussprache sage. Worauf dieser erwiderte: „Lieber Weg, das war der einzige Fehler, den Sie gemacht haben. Denn nun habe ich leider den Unflut zum erstenmal verstanden!“ H. G.

NEUE SCHAALLPLATTEN

(TELEFUNKEN)

Wer den diesjährigen Bayreuther Festspielen nicht beiwohnte, dem spendet Telefunken einen Abzahn:

Auf 9 Platten Ausschnitte aus Lohengrin, Walküre und Siegfried in Bayreuther Besetzung mit Orchester und Chor des Festspielhauses, alles unter der Leitung Generalintendant Heinz Tietjens. Aus diesen Aufnahmen weht Bayreuther Luft. Man fühlt, daß hier anderes geschah, als daß sich Kammeränger vor ein Mikrophon stellten, und dirigiert wurden. Es sind Aufnahmen aus dem Festspielhaus selbst, nicht aus Aufführungen, doch aus Vorbereitungstagen des Festspiels. Die Gesamtheit der tonlichen Eindrücke dort ist auf Platte bekannt, Ausschnitte aus lebendigem Spiel, wie sie vorher bei Plattenübertragungen aus Theatern nur selten gelangen. Bayreuths Geheimnis ist in die schwarzen Rillen eingeschlossen.

Darum rundet sich das Ganze zu einem Bild von wundersam ausgeglichener Tonfarbe-Harmonie. Am höchsten werte ich das Orchester, das im Holzbau des Bayreuther Tempels wie auf einer ungeheuren Geige spielt. Wie warm und edel klingt das! In den berühmten Chören des Braut-Chors und Kirchzugs sowie in der Unterhaltung des Königsgewebes aus Lohengrin, das Manowarda's mächtiger Baß führt, bewundert man das herrlich erhaltene und weitergeplante Erbe des heimgezogenen Hugo Rüdell. Aus Lohengrin hört man außerdem den 1. Teil der Szene im Brautgemach (Völke als Lohengrin, Maria Müller als Elsa), und die vollständige Graf-Erzählung, einschließlich des Hais gestrichenen 2. Teils, der doch erst das Schwann-Geheimnis erklärt! — und Lohengrins Abschied, leider ohne die Schluss-Szene des Werkes.

Aus Walküre geben Franz Völke und Maria Müller den 2. Teil des ersten Aufzugs vom Liebeslied an, aus Siegfried schmettert Max Lorenz Schmelz- und Schmiedelieder.

Das alles sind Denkmäler deutscher Kunst, die Bayreuths Glanz in die Welt tragen, Gesandte Deutschlands, die deutschen Klang auch in fernem Land zu Ehren bringen.

Technisch ist jede Platte ein Meisterwerk: klanglich im ganzen zurückhaltend aufgenommen, lassen sie bei elektrischer Vergrößerung reichen Spielraum für das Ohr des Einzelnen.

Alexander Dillmann

Sieben erschießen:

Michel Vomland Der Hupfinger Wastl geht zum Bauerntheater Preis M. 2.50

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, feig erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landschaft in Beziehung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger Wastl
geht zum
Bauerntheater



Es ist die Geschichte eines hübsch gelegenen Dorfes, das durch Einzug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drama und Drama eines Fremdenstaltions. Die Bauerntragen sind edel gefärbt wie es nur einer kann, der den mit ihnen in Beziehung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art! Zu beziehen durch den Buchhandl. und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnsr. 10

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG

DR. HANNES SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung

München, NW 2, Karlstraße Nr. 44

Tel. 59 61 60





Erster Schnee

Über Nacht kam der Winter: Glitzerndes und funkelndes Weiß, darüber ein blauer Himmel. So bot er sich unseren Augen und der Kamera dar. Als eine Welt voller Licht und Schatten, wirksamer fotografischer Elemente.

Und wir nehmen die Kamera, reichlich Filmmaterial, einen hellen Filter und die Gegenlichtblende und ziehen hinaus, um die Winterpracht einzufangen. Dazu brauchen wir nicht weitläufige Landschaften und tausende Skifahrer, sondern ein Stunde in der Mittagspause genügt vollumfänglich, um den Fotoführer zu befriedigen.

Schneemotive finden wir überall. Auch in der nüchternen Großstadt. Gerade bei Kleinmotiven spüren wir besonders die fotografischen Qualitäten des von der Sonne beschienenen Schnees. Das ist ein Leuchten und Funkeln in all den winzigen Schneekristallen, eine Symphonie aus Licht und damit fotografisches Motiv. Und neben diesen hellsten Lichtern haben wir schwere Schatten, die auf Grund ihrer Gegensätzlichkeit das leuchtende Weiß heben und im Grunde erst leuchtend werden lassen.

Somit dürfen die Schatten im Schnee nicht fehlen. Wir werden sogar bemüht sein, sie möglichst groß, weitläufig und in der Menge vorherrschend abzubilden, um den Glanz des Lichtes zu heben. Deshalb wollen wir Seiten- oder noch besser Gegenlicht bevorzugen und die Sonnenblende auf das Objektiv der Kamera setzen, damit auch klare Bilder entstehen.

Und da nun die Schatten für die Bildwirkung so ungeheuer von Bedeutung sind, werden wir uns auch solche Motive aussuchen, die in der Gestalt der Schatten irgendwie originell sind. Da treffen wir zum Beispiel Gitter und Zaune, finden Spuren im Schnee, dick verschneite Pflanzen und anderes mehr. Dicht mit der Kamera heran, große Abbildung anstreben, — so kommt Klarheit ins Bild, und wir brauchen beim Vergrößern nicht allzu viel formeln.

Schatten im Schnee haben eine blaue Farbe. Jede fotografische Schicht aber reagiert auch heute noch vorzugsweise auf

richtig Schatten, sondern graue Partien, deren Ursache ein halb verdeckter Himmel sein könnte. Damit ist uns aber nicht gedient. Denn jetzt leuchten ja auch die Lichter nicht mehr wirklich kräftig. Deshalb also gehört zur Schneeaufnahme unbedingt ein heller Filter, der das Blau dämpft und damit eine richtige Wiedergabe der Schatten zuläßt, wie sie auch von uns empfunden werden.

Kleinmotive des Winters in der hier wiedergegebenen Art sind eine gute Schule für uns. Farben sind nicht vorhanden oder herrschen zumindest nicht vor. Das Auge stellt sich also von selbst ausschließlich auf eine Beurteilung von Helligkeiten ein, auf die es ja allein in der Schwarz-Weiß-Fotografie ankommt. Damit aber wird ein Sinn und Verstehen der Lichtwerte wach, und diese Momente werden später auch bei anderen Motiven als wirksam empfunden. Nur muß man hier abstrahieren, Farben und denken, andererseits aber auch dann zur Farbaufnahme gehen, wenn die Farbe an sich in ihrer Anordnung und Verteilung Motiv oder schlechthin „schön“ ist. Diese heraus notwendig folgende Trennung werden wir immer wieder vorzunehmen haben, um uns den Besonderheiten der verschiedenen fotografischen Möglichkeiten anzugehen.

Für unser Winterbild bliebe zu erwähnen, daß wir natürlich auf weißem Papier kopieren oder vergrößern und eine Glanzoberfläche wählen, um die Leuchtkraft auch im Foto zu bewahren.

gt—t

Blau. Das würde eine übermäßige Schwärzung der betreffenden Stellen im Negativ und eine nicht hinreichende Deckung im Positiv geben. Die Schatten sind also auf normalem fotografischen Wege nicht mehr

LEST DIE FOTOWELT

